

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 6 (1902)

**Artikel:** Veronika [Schluss]  
**Autor:** Zahn, Ernst  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-574907>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 05.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Haus um. Nichts lag oder stand oder hing ihr recht; sie streckte ihre Hände zur Decke empor, als ob sie diese höher hinauf heben müßte; den Boden, der sauber gewaschen, aber, wie es dort zu Lande Brauch ist, mit grobem Sand bestreut war, damit der Schmutz der Schuhe das Holz nicht erreiche, fand sie abscheulich, die Küche und ihre Ausstattung armselig; den Stall nannte sie eine Mistgrube, die Kammer ein Lumpennest, den

Brunnen, dessen Röhre etwas Kloßig geraten war, einen Galgen, das ganze Haus ein „Hudelhüttli“. Was man auf den Tisch stellte, beschüßelte sie, wie eine verwöhnte Katze ein Stück Roggenbrot; wenn sie aß, schien sie zu fürchten, die Zähne fallen ihr bei herhaftem Zubeißen aus dem Munde, und bei der Arbeit benahm sie sich so zimperlich, als hätte sie ihre ganze Jugend in der Stadt zugebracht.

(Fortsetzung folgt).

## Veronika.

Eine Dichtung von Ernst Zahn.

(Schluß.)

### III. Die Seuche!

In fernen Klüften wimmerte der Föhn.  
Tieffschwarzer Wolken düstere Verhänge  
Auf Firnen lasteten und Felsenhöhn.  
Dem Volk ward schwül in seinem Thal und enge.  
Stockend des Tages Atem ging und heiß,  
Und schwer und glühend war der Hauch der Nächte.  
Die Lust war lahm, verschlafen war der Fleiß,  
Furchtsam wie Diebe schlichen Herr und Knechte.

Geschwächig nur vom Morgen an die Nacht  
Wehklagte da und dort die Totenschelle.  
Den Schrei, auf Menschenlippn schen bewacht,  
Gellte das Erz von Kirche und Kapelle,  
Den Schrei der Furcht. Er wanderte hinaus,  
Klingklang, kurzatmig wie ein Schlag auf Scherben.  
Zusammen fuhr das Volk in Gäß' und Haus,  
Und immer klang's, tagtäglich: Sterben — Sterben!

In seiner Hütte rastete zu Steg  
Erni, der Arzt, auf eine kurze Weile,  
Er, der sonst Nacht und Tag auf Gäß' und Weg,  
Ein Helfer, schritt in nimmermüder Eile,  
Ein Retter, der dem Volk landauf und ab  
Gen Siechtum, Tod allein noch Hoffnung gab,  
Dem fieberire Züge sich verklärten,  
Wo er erschien, den Hunderte begehrten.

Und Erni saß, die mächtige Gestalt  
Gebeugt von seiner Pflichten Überlasten.  
Der Schlaf schloß ihm die Lider mit Gewalt,  
Den er am Werk umsonst gesucht, im Rasten  
Zwingend zuletzt in seiner Arme Haft;  
Doch ob versagte seines Leibes Kraft,  
Im Haupte ruhten nimmer die Gedanken,  
Und schlummernd war der Arzt bei seinen Kranken.

An sieben Tage war's, daß unversehn  
Die Seuche in die Thäler sich geschlichen,  
In sieben Tagen, schweren Schritts entwichen,  
War unterm Thalvolk eine Mahd geschehn,  
Wie Sturmwind schwanke Halme niederweht;  
Hin sanken Kinder, Greise, Männer, Frauen,  
Und alle ließ den Arzt der Schlummer schauen,  
Die ihm sein Widerpart, der Tod, gemäht.

Und die Verzweifelnden, die Todbereiten,  
Die Hoffnungsstarken standen vor ihm auf,  
Bunter Gestalten Volk lief wirr zu Hauf  
Und ließ der Traum an ihm vorüber gleiten.  
Doch aus der Fülle tauchte der Gesichte  
Ein Mädchenbild, seit Tagen nicht geschaut,  
Er kannte die Gestalt, die schlank, schlichte,  
Das stille Antlitz war ihm wohl vertraut.

„Josepha!“ stammelte der Schläfer. Da  
Fuhr jäh er auf, aus Traum und Schlaf gerissen:  
Von schwerer Faust ein Pochen, hastbeflissen,  
An seiner Stube dunkler Thür geschah,  
Und zitternd ungeduld'ge Hände nahmen,  
Die Klinke meisternd, Gastrecht mit Willkür.  
Kreischend schlug an die Wand zurück die Thür,  
Und Hans, der Schmiedgeselle, stand im Rahmen.

Schweißfeucht und wirr das graugeträhte Haar,  
Zitternd vor Furcht, all' seiner Mannheit bar,  
Trat er herein und hob die Furchenhände,  
Wie sie der Bettler hebt nach milder Spende. [Kommt!  
Und „Herr!“ begann er stammelnd, „folgt mir!  
Es mäht und mäht, ein unbarmherziger Schnitter,  
Der Tod zu Geschenen. Die Not ist bitter,  
Und keine Hilfe, wenn nicht Euere frommt!“

Den Blick, den klugen, klar und ruhig, sah  
Auf ihn der Arzt und sprach: „Müßt' ich euch lehren,  
Was ihr besitzt? Wo die Veronika  
Der Kranken wartet, bin ich zu entbehren!“  
Doch der Gesell: „Ihr kennt die Schmiedin nicht!  
Die Seuche nennt sie Gottes Strafgericht!  
Heißt harten Sinns das Volk, was Gott schickt, tragen  
Und will nicht retten, die sein Zorn geschlagen!“

Der Arzt schwieg still. Da sprudelte dem Knecht  
Die Rede weiter: „Zu der Schmiede fanden  
Ahn sie und reich, aus jeglichem Geschlecht  
Bettelnd den Weg und warteten und standen,  
Gesenkt das Haupt, kein Auge thränenleer;  
Die Schmiedin aber ließ sich nicht erbitten.  
Da hat es länger, Herr, mich nicht gelitten,  
Und das Erbarmen jagte mich hieher!“

erstarb. Dann wieder klang es „Tack! tack! tack!“ durch den Wald und wiederhallte wie in einer Kirche. Es war ein Specht, der an den Stämmen auf und ab hämmerte; die Kinder aber bildeten sich ein, der an ihre Thüre poche, sei einer aus der Welt draußen, die sie nichts anging, von der sie nichts wissen wollten; und sie flüsterten sich zu: „Rühr dich nicht! Wir lassen niemand herein!“ Besonders süß und geheimnisvoll aber war es, wenn der Wind oben in den Wipfeln der Tannen und Föhren und im Laub der Eichen und Buchen seine Musik auffspielte und der ganze Wald zu leben und zu atmen und zu singen schien: die Luft und das flüsternde, rauschende Laub, die schwingenden Äste und die klingenden Zweige, die knarrenden, hin- und hergewieghenden Stämme der Fichten und der raschelnde Boden, auf den dürrer Holz fiel. So stellten sich die Kinder das Leben im Himmel vor: man hört alles und sieht alles, hat Musik und Unterhaltung den ganzen langen Tag und nichts zu thun, als die Ohren zu spitzen und das Herz vor Freude hüpfen lassen; und draußen hinter den Stämmen und Kronen, da weiß man die Welt der Arbeit und der Schelten, und die geht einen nichts an und erreicht einen nicht. Steht einem aber die Neugierde im Sinn, so kriecht man hervor, trippelt dem Waldrand zu und guckt zwischen den Stämmen hervor, lichert, lacht und verkriecht sich wieder in die Abgeschiedenheit.

Ja, das waren schöne Stunden in der Stiftshütte!

Da ertappte eines Tages der Vater die beiden Engel in ihrem Nestchen, und nun war es aus, das Heiligtum zerstört. Man verbot ihnen nicht, es wieder aufzusuchen, und doch mieden sie es: wenn Menschenaugen in einen Himmel blicken, fällt er ein.

Als später einmal Lene wieder von ungefähr an jene Stelle kam und die dürren oder halbverfaulten Überreste ihres Paradieses erblickte, mußte sie sich gegen die Thränen wehren.

Und ähnlich ging es ihr jetzt. Wieder hatten Menschenaugen ihre Stiftshütte entdeckt, nun wird vielleicht auch sie dem Verderben geweiht sein.

\* \* \*

Ihre Ahnung sollte zur Wahrheit werden.

Hans, dem es in seinem öden Hause in Gesellschaft des unzufriedenen Vaters und der täglich zunehmenden Unordnung immer unbehaglicher wurde, drängte zur Hochzeit, schon im Herbst wollte er mit Lene an den Taufstein treten. Die Eichvree schnitt erst ein saures Gesicht und schüttelte energisch den Kopf; nachdem sie aber in Lüttiswyl einen Besuch gemacht und die müßliche Männerwirtschaft gesehen, gerochen und betastet hatte, gab sie den Widerstand auf. Nun hieß es im Eichhof die Finger röhren; denn die Mutter bestand darauf, daß Lene, soweit es ihre Geschicklichkeit in diesen Dingen



erlaubte, oder ihre Ungeschicklichkeit nicht verbot, die Aussteuer selber Nähe. Die Braut arbeitete deshalb immer tief in die stille Nacht hinein, während sie tagsüber die Arme im Freien rührte. Trotz allem Fleiße mehrten sich die fertigen Laken und Hemden nur langsam, und im Hefeld ging die Arbeit auch nicht ihren rüstigen Gang.

„Das ist kein Schaffen,“ erklärte eines Abends die Mutter, „wir müssen der Hacke einen andern Stil geben.“

„Wie meinst du das?“

„Hermine muß nach Hause kommen und uns helfen, du schindest dich sonst zu Tode und kommst doch an kein Ziel. Es ist zwar schade um das Geld, das ihr jeden Monat in den Sack fällt; aber wenn du einmal in Lüttiswyl und Frau Bryner bist, so muß sie ja doch heimkehren. Wie sollte ich alte Frau Haus und Hof allein regieren?“

Lene erschrak bei dieser Größnung. Sie hatte lange nicht mehr daran gedacht; jetzt aber kam es ihr wieder in den Sinn, mit welchem Eifer Hans einst Herminens Bild betrachtet hatte. Ihr wurde in der Seele angst, und sie sagte: „Läß sie, wo sie ist, ich will die Hände noch mehr zappeln lassen und die Arbeit zwingen. Ich habe manchen Augenblick vergeudet und will nun die Zeit besser zusammennehmen.“

Die Mutter ließ sich für einmal von dem Gedanken abbringen; als sie aber sah, wie Lene sich nun abrakerte und sich fast keinen Schlaf mehr gönnen konnte, griff sie zu einem Fezchen Papier und schrieb darauf mit ihren ungelenken Fingern folgende Zeilen:

Werde Hermine!

Du mußt nach Hause kommen, wir händ dich nöthig und mögen es allein nicht mehr gemachen, wegen Lenes Verlobung, wie du weißt. Wir sind gesund und wohl auf und grüßen dich. Deine liebe Mutter

Verena Scholz.

Lene, die eine leidliche Hand führte, mußte die Adresse schreiben, dann wurde das Schriftstück zur Post getragen.

An jenem Abend zog Lene Herminens Bild aus der Schublade und betrachtete es lange. —

Als etwa zehn Tage später die beiden Frauen auf dem Felde ihrer Arbeit oblagen, erblickten sie etwas Grellfarbiges, das gemächlich zum Hause emporstieg.

„Wohl weiß ich, daß Euch frau Veronika  
Das Mädchen, ihre Tochter jüngst versagte;  
Es blieb nicht fremd im Orte, was geschah,  
Und daß Euch, der so fek zu freien wagte,  
Das Weib von dannen wies mit harter Rede!  
Und dennoch, Herr, zeigt nicht so starren Sinn,  
Läßt nicht entgelten andere, daß Fehde  
Herrscbt zwischen Euch und meiner Meisterin!“

„Dem unbekloßnen Alter ist nicht häufig  
Das Mundwerk so wie dir, Gesell, geläufig!“  
Höhnte der Arzt, und sich erhebend schritt  
Der Thür er zu. „Du gehst,“ sprach er, „wohl mit!“  
In meinem Dorfe warten meine Kranken,  
Dich aber mein' ich hält zu Steg nichts mehr!“  
Auf sah der Schmied, schien, was zu thun, zu schwanken,  
Und blickte starr hinter dem andern her.

Doch plötzlich brach, da jener schon die Schwelle  
Zum Geh'n gewendet raschen Schritts betrat,  
Herfür mit heißen Worten der Geselle:  
„Und sei's an Frau Veronika Verrat,  
Erfahrt denn, daß der Tod seit zweien Tagen  
Auch um Josepha, Eure Liebste freit!  
Und wo der Tod wirkt, gilt kein langes Fragen!  
Nun, so Ihr könnt, versagt mir das Geleit!“

„Josepha frank?“ fuhr Erni auf. — „Seit gestern!“  
Die beiden Männer standen Blick in Blick,  
Darin sich still, beklagend ein Geschick  
Der Seelen Stimmen schienen zu verschwestern.  
Dann winkte stumm der Arzt, und beide schritten  
Aus Haus und Dorf und wanderten bergan.  
Um dunkle Höhen ging's wie Feuerfah'n,  
Und in die Thäler frühe Schatten glitten.

#### IV. Die Schmiedin.

Es lag das Thal in's Leichtentuch der Nacht,  
In's schwüle, schwere, dunkle, eingeschlagen —  
In ihrer Stube hielt die Schmiedin Wacht.  
Den Schneckenang der Zeit ihr anzusagen,  
Zerrann im Uhrglas Korn um Korn der Sand.  
Ein Lämplein zeichnete von Licht ein Eiland  
Um einen Gott am Kreuz an dunkler Wand:  
Bleich leuchtete der gliederweiße Heiland.

Und, Beterin, die jenem sich befiehlt,  
Der je noch ihrer Seele Not geschlichtet,  
Auf den Gefreuzigten in Sehnsucht hielt  
Das Weib den thränenlosen Blick gerichtet.  
Und saß, die Hände wild verkrampft im Schoß,  
Nach Worten suchend, Läute stammelnd bloß,  
Geboren jeder wie aus taujend Wehen;  
Doch endlich brach vom Mund ihr dieses Flehen:

„Herr! Gib ein Zeichen: War es deine Hand,  
Die strafend dieses Sterben wies ins Land,  
Aufwuchernd jäh, von nirgend her gekommen,  
Wie Brandrot nächtens über'm Thal erglommen?“

Im fürchterlichen Schicksal ahn' ich dich!  
Zu mancher war im Thal, der von dir wich  
Und, dem die Schuld im Antlitz stand, im bleichen!  
Strafft so die Sünde du? Herr, gib ein Zeichen!“

Doch ob die Betende gehofft, geglaubt,  
Das bleiche Bildnis regte nicht das Haupt.  
Der es umgab, es zitterte der Schimmer,  
Der Helfer selbst blieb starr und leblos immer.  
Der Sand im Uhrglas Korn um Korn zerrann,  
Ein Schauer schüttelte des Weibes Glieder.  
Sie saß und faltete die Hände wieder,  
Und wieder hob sie stammelnd also an:

„Mein Gott! Du gabst mir eine bittre Gabe:  
Heile, sprachst du, heile, die würdig sind!  
Und sieh: mein Blick ist eng, mein Blick ist blind!  
Ich wage nicht zu reichen meine Labe,  
Erkennend nicht, wem du sie zugedacht!  
So du dem Volke strafend schlugest Wunden,  
Wie spräche frevelnd ich: Ihr sollt gesunden!  
Mein Wissen sehend wider deine Macht!“

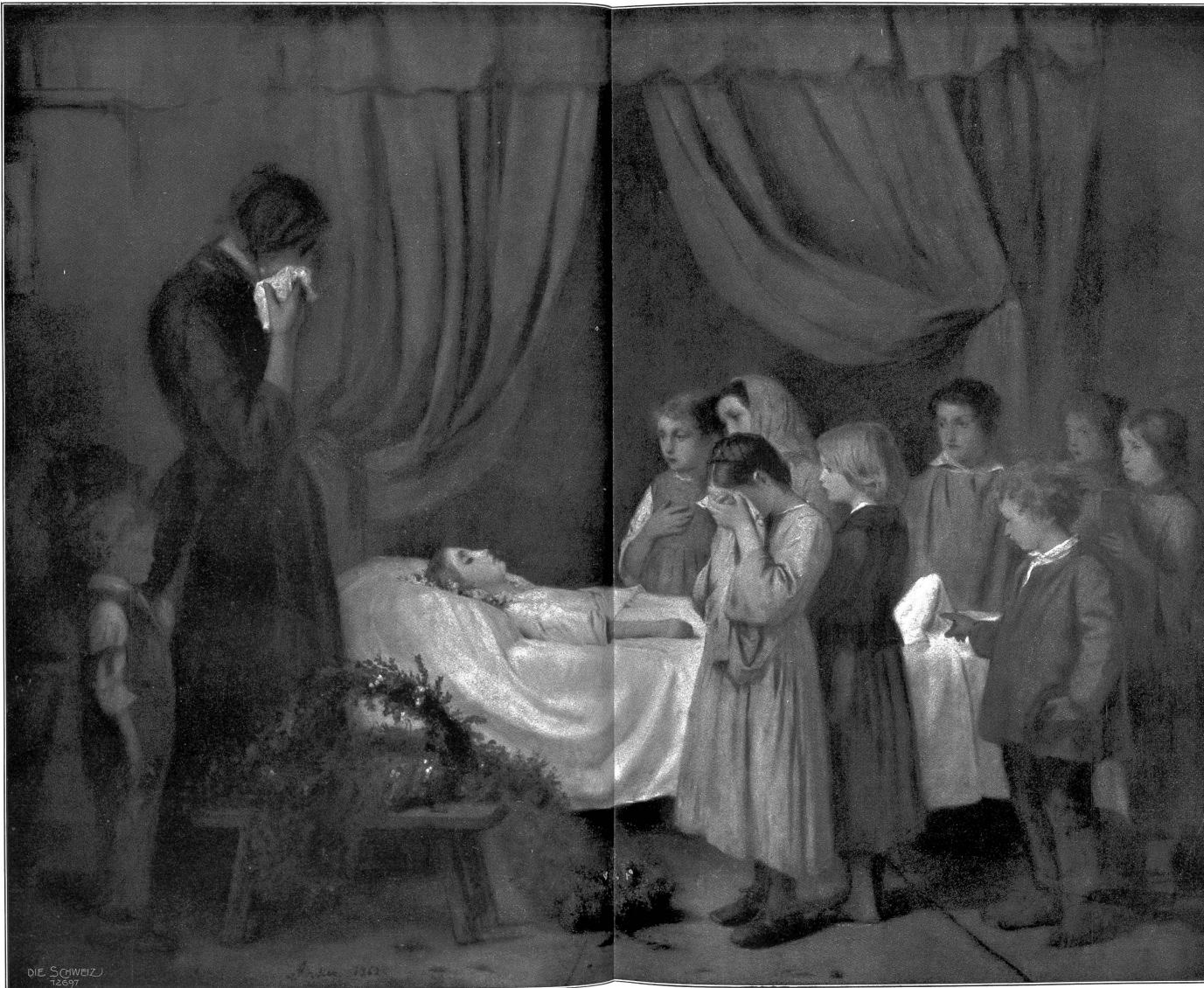
Die müden, schmerzumzückten Lippen schwiegen.  
Da scholl vom Nebenraum ein leiser Laut.  
„Erni, mein Erni,“ klang's halb trüb, halb traut.  
Ein Fieber schien die Schmiedin anzufliegen.  
Es slackerte ihr Blick in irrem Schein,  
Dann sprach sie: „Hörst du, Gott, die Tochter mein!  
Vom Sterben könnte diese Hand sie retten,  
Doch du, Allmächt'ger, legtest mich in Ketten!“

Das Murmeln starb, wie an des Meer's Gestad  
Der Welle Murmeln stirbt. Und plötzlich schallte,  
Thalher durch Nacht und Finsternis genah,  
Ein Schritt am Haus. Die Thür von Schlägen hallte  
Und „Offne!“ scholl mit zitternder Begier  
Ein Rufen, zornig jetzt, jetzt bittend schier.  
Der Stimme lauschte, der vor Beben heisern,  
Das Weib und fuhr empor, die Züge eisern.

Die Lampe griff sie auf und stieg hinab.  
Der Eichenthüre schwerer Riegel gab  
Dem Druck der Hand, der starken, nach mit Knarren;  
Dann fuhr die Thür zurück. Im Lichtschein sah  
Erni, den Arzt, die Schmiedin draußen harren,  
Und hastig scholl es: „Frau Veronika,  
Bei Eurer Seele Heil wollt' mich bescheiden —  
Josepha — lebt sie — die gleich lieb uns beiden?“

Veronika, die Schmiedin maß den Gast.  
„Ihr habt,“ so sprach sie kalt, „kein Recht zu fragen!  
Die Antwort will ich dennoch nicht versagen:  
Nicht lang mehr trägt mein Kind des Lebens Last!“  
Doch jener trat voll heißen Zorns ihr näher.  
„Wärt Ihr die Mutter, die ihr Kind verläßt!“  
„Soll,“ höhnte sie, „ich Euch es retten! Eher  
Kürz' ich ihm selbst der Stunden kargen Rest!“

„So helf' ich ihm, und niemand soll mich hindern!“  
Mit einem Schritt trat er zur Thüre dicht.  
Da flammte der Veronika Gesicht.  
„Geht, Ketz, and'rer Sünder Strafe lindern!“



### Die kleine Freundin.

Gemälde von Albert Anker, Ins (Kt. Bern).

Nach einer Photogravure aus dem 'Prachtwerk Uferalbum'.

Verlag von F. Zahn, Neuenburg.

Geht hin! Erbarmt Euch, selbst gewissenlos,  
Die Gott schlug, all' der Freuler klein und groß!  
Was schert Euch, daß Schmach auf sich selber lade,  
Wer den Unwürdigen verspendet Gnade?"

Dem Arzte glomm im Blick ein lodernd Licht.  
Dann brach es ihm wie Sturzbachstut vom Munde:  
"Unselige, dich ford'r' ich vor Gericht,  
Die du dem Menschen in der Sterbestunde  
Vorwägst sein Gut und Bös, dem Krämer gleich!  
Wer bist du, die, an Kunst und Wissen reich,  
Im Land sie rings mit scheuer Ehrfurcht nennen,  
Und willst des Mitleids Balsamkraut nicht kennen!"

"Wer ist dein Gott, der keine Gnade leibt,  
Der ewig nörgelt, mißt und wägt und scheidet?  
Da du ihm nahmst die Allbarmherzigkeit,  
Hast seiner Würdigkeit du ihn entkleidet!  
Und einen Gözen hobst du auf den Thron,  
Der Kinder und der Feigen schwarzer Schrecken!  
Die heilige Kunst zwangst du in Joch und Fron!  
Läß mich aus deinem Taumel, Weib, dich wecken!"

"Mit meinem Tranke schreitet jetzt dein Knecht  
Im Dorf von Haus zu Haus zu deinen Kranken  
Und rettet die, die noch im Tod nicht sanken;  
Ich aber, Weib, erzwinge mir mein Recht!  
Es gilt dem Tod mein Liebtest zu entreißen!  
Gib Raum! Kein Widerwort soll steh'n mich heißen!"  
Ein Fürst an Hoheit stand der Arzt von Steg,  
Und langsam gab die Schmiedin frei den Weg.

Sein Schritt verklang auf Treppe und auf Diele.  
Die Schmiedin stand und starrte in die Nacht.  
Ein Wassermurmeln brach die Stille sacht,  
Als ob im Bach Tropfen um Tropfen fiele.  
Das Weib verweilte wie gebannt zur Schwelle;  
Dann glomm es ihr im Auge kurz und helle,  
Als ob daraus, erglänzt und schon vorbei,  
Ein karger Tropfen still gefallen sei.

## V. Der Tod.

Von Geschenen das ganze Volk lobpries  
Den Arzt, der Wunder alle schauen ließ.  
Drei Tage war's, daß er im Orte weilte,  
Hier Schmerzen linderte, dort Bresten heilte,  
Drei Tage war es, daß er schweigend stritt.  
Und mählich hoben sich des Unglücks Schatten.  
Aus ihnen, die zu schwer gelastet hatten,  
Dem Volk der Flammenstern der Hoffnung glitt.

Und wie der Sorge Dunkel sich zerteilte,  
Zerrann im Abendschein des dritten Tags  
Des Himmels Nebelkleid. Das Licht enteilte;  
Doch wie ein Schimmer roten Goldes lag's  
Auf schleierlosen Firnen, auf den Lehnen:  
In Rosen loderte der Horizont,  
Und dort entglitt, vom Purpurschein umsonst,  
Der Wolken letzte Schar gleich stillen Kähnen.

Dann schwand der Tag, der glimmend noch gesäumt  
Der Himmel schloß die ungemes'nen Tiefen,  
Sternaugen, die zu lange, lange schliefen,  
Thaten sich auf und leuchteten verträumt.  
Und plötzlich brach ein weißer Schein in Garben  
Von Strahlen durch des Aethers Trauerfarben,  
Und schwelend stets und wachsend wundervoll  
Aus ihm des Mondes bleiche Blume quoll.

Da floß von Silber in das Thal ein Strom,  
Es troff der Wald vom Glanz, vom thauigfeuchten,  
Und wo ein Stein war, fing er an zu leuchten,  
Die felsbrust glomm, des Schneefirnis Kuppeldom  
Erschimmerte im Scheine bleicher Flammen,  
Am Dorf im Grunde wuchs der Strom zur See,  
Verschlang ein braunes Hüttelein je und je  
Und schlug, ein friedlich' Grab, ob ihm zusammen.

Bis an die Schmiede stieg der weiße Glanz.  
In eines Kämmerleins halbblinden Scheiben  
Begann er ein verstoßen' Spiel zu treiben;  
Von Lichtern ging ein wunderleifer Tanz  
Auf dunklem Sims und weißen Bodenbrettern.  
Ein Huschen dann und ein verschwieg'nes Klettern,  
Dann zündete das Licht mit sachtem Schein  
In eines Mägdleins Angesicht hinein.

Still lag's auf rauhem Pfuhl, bedruckt mit Rosen,  
Wie wenn aus Rosen eine Lilie scheint,  
Und hielt den Blick, den frohen, kummerlosen  
Dem eines andern Angesichts geeint.  
Das war ihm wie in Andacht zugewendet.  
"Josepha!" klang's herüber leis und traut,  
Und "Erni!" zitterte zurück ein Laut,  
Von blassen Lippen liebesfroh versendet.

Und eine Weile blieb es still. Dann sprach:  
"Der Mond geht auf!" das Mägdlein leis und träumend,  
Und dann wie froh auf ihren Lippen säumend  
Klang's abermals: "Nun werd' ich doch gesund?"  
Da hob das Haupt der junge Arzt am Lager,  
Und streichelnd ihre Wange schmal und hager,  
Er seinen Trost wie einst ihr wieder bot:  
"Schnell malt die Sonne blaße Wangen rot!"

Wo in den Herzen geht das stille Läuten  
Der Seligkeit, schweigt gern die Lippe still;  
Denn was da singen will und jauchzen will,  
Vermag des Wortes Klang nicht zu deuten.  
So als es hell und heller ward im Raum,  
Zwei selige Schweiger traf des Mondes Schimmer,  
Die achteten der Flucht der Stunden kaum  
Und sah'n sich an und fanden Worte nimmer.

Erst als, der sie belauscht, der Mond verschwand,  
Hob sich das blaße Mägdlein auf vom Pfuhle  
Und tastete nach des Geliebten Hand,  
Als sucht' es Schutz in jähem Angstgefühle.  
"Die Mutter . . ." sprach es stammelnd und verzagt  
Und suchte in des Jünglings Blick zu lesen  
Gleich dem, dem auf der Lippe schon gewesen  
Die bange Frage, und der doch nicht fragt.

Doch Erni hielt die liebe Hand gefangen  
Und stillend kaum verratenes Verlangen  
Sprach fröhlich er: „Sei, Mägdlein, guten Muts!  
Was werden will, wohl noch verborgen ruht's  
Im Dunkel fünft'ger Zeit; doch will mir scheinen,  
So, wie ich schlug der bösen Gegner einen,  
Von dessen Kuß dir noch die Wange bläß,  
Zwing' ich den andern auch, der Mutter Haß!“

„Drei Tage lang — mir scheint's ein gutes Zeichen —  
Sah mich die Mutter hin und wieder geh'n  
Und hieß mich nicht von deinem Lager weichen.  
Oft an der Thür wußt' ich derzeit sie steh'n,  
Lauschend und harrend, ob uns Hoffnung bliebe.  
Groß ist sie wie im Haß so in der Liebe,  
Und Liebe schlägt den gold'nen Brückensteg  
Wohl über abgrundtiefen Haß hinweg!“

So bannte Erni seines Mägdleins Bangen,  
Da fähte es ein friedlich' Schlafverlangen,  
Dem Kind gleich, das mit zärtlicher Geduld  
Mit Märchen in den Schlaf die Mutter lullt.  
Und als der Lider Pförtlein nun sich schlossen,  
Zwei rote Rosen auf den Wangen sprossen,  
Und Erni sah's und stammelnd ein „Gottlob!“  
Vom Stuhl am Bett er leise sich erhob.

Noch stand er zögernd wie gebannt zur Stelle,  
Den Blick auf die Entschlummernde gewandt,  
Und dann gleich dem, der plötzlich sich ermannet,  
Trat er hinweg und überschritt die Schwelle  
Zum Wohngeläß der Schmiedin. Es war leer.  
Doch, was ihn drängte, litt nicht Aufschub mehr,  
So ging er, die zu suchen, die in Händen  
Es hielt, ihm Wonne oder Leid zu spenden.

Still lag das Haus. Des Suchers Schritte nur  
Erklangen leise in Gemach und Flur.  
Und je und immer war sein Weg vergebens.  
In nächt'ger Stille keine Spur des Lebens!  
Es war, als stehe auf verschwieg'ner Lauer  
In dunkeln Kammern schwarzvermummte Trauer.  
Da zog's den späten Wandler aus dem Haus,  
Dem totenstillen, in die Nacht hinaus.

Und kaum, daß eines kurzen Schrittes Spanne  
Ihn von der Schmiedin düst'rer Wohnstatt schied,  
Trat aus der Nacht, wo jedes Licht sie mied,  
Veronika, stand aufrecht vor dem Manne,  
Ein Schatten, der von Schatten sich gelöst.  
Dem Dunkel selber schien sie zu entstammen,  
Hochragend die Gestalt, das Haupt entblößt,  
Und in den Augen ging ein heimlich' Flammen.

„Ich harrte dein,“ sprach sie den andern an.  
Und dann, mühsam dem herben Mund entwunden,  
Ward laut ein Fragen: „Ist dein Werk gethan,  
Und wird, die du dir warbst, die Braut, gesunden?“  
„Sie ist gerettet,“ sprach der Jüngling da.  
Und seltsam gab zurück Veronika:  
„Ich bin so klein nicht, and're zu beneiden:  
Dir gönn' ich deine Kunst, das Glück — euch beiden!“

Und Erni bot die Hand ihr frank und frei.  
„Ihr zürnt nicht mehr?“ klang herzlich seine Frage.  
Da wehrte sie: „Läß gut sein! Für uns zwei  
Fällt kleiner Alltagszorn nicht in die Wage.  
Wir waren beide Diener eines Herrn!  
In deine legte wie in meine Hände  
Ein Körnlein Reichtum er und sprach: Nun spende!  
Und, Freund, wir spendeten wohl beide gern!“

„Du liebst mit vollen Händen auszuteilen  
An Gut und Böse, Vornehm und Gering,  
Der Diener Gottes ward ein Herr derweilen!  
Ich konnte den, von dem ich selbst empfing,  
Wo immer ich gespendet, nie vergessen,  
Nichts wollt' ich heißen als sein treuer Knecht  
Und ewig zag und fragend: Spend ich recht,  
Hab' ich die Spenden färger zubemessen.“

„Dir aber, der mit offner Hand verteilt,  
Schreit Beifall alles Volk, dich preist die Menge.  
Das schwärmt herzu, ein jeder drängt und eilt,  
Dß ihm zu haschen, was du gibst, gelänge.  
Aus deinen Händen reißt das Gnadengut  
Das gierige Volk und jubelt: Seht den Spender!  
Die Welt versteht das Betteln allzugut,  
Und wer ihr wohl thun will, wird zum Verschwender!“

„Was Wunder, daß sie mich, die geizige, schilt!  
Fremd bin ich worden ganz in ihren Landen,  
Und ich verstand, so wohl ich war gewillt,  
Die Welt nicht, noch hat mich die Welt verstanden.  
Doch die von ihr mich, sie von mir befreit,  
Zum Glockenschlage nahe ist die Zeit! —  
Mein Kind verlaß ich! Du magst es betreuen!  
Denn sieh: Ich gehe — gehe ohne Neuen!“

Der Widerrede wehrend still und groß  
Der Worte Wohlfklang ihr vom Munde floß,  
Und dann mit plötzlich unverseh'ner Schnelle  
Entglitt in's Dunkel sie, der Uferstelle  
Des Wildbachs zu. Und Erni, jäh erbleicht,  
Sah schon den steilen Bord von ihr erreicht,  
Wildhastend sprang er, daß er ihr noch wehre,  
Hinzu und griff nach ihr und griff — in's Leere.

Ein Wellenberg hob zischend sich empor  
Und fiel zurück und sank in sich zusammen.  
In dunkler Tiefe ging — ein dumpfer Chor —  
Der Wasser Murmeln wie sie thalwärts schwammen.  
Am Bord stand Erni. Langsam ging die Stunde,  
Noch immer rauschte es und sang's im Grunde,  
Und thalwärts floh im Dunkel Zug um Zug  
Die Wildbachflut, die ihren Raub vertrug. —

Vom weiten Weg zu Thal vom ewigen Schnee  
Ruh't aus der Wildbach im Vierländersee.  
Nach Wochen war's, da glitt hinaus in's Blau  
Des stillen Wassers eine tote Frau.  
Und es geschah: zur selben Stunde, da  
Das Seegrab aufnahm Frau Veronika,  
Dß im Gebirg zum Allar that den Weg  
Der Schmiedin Mägdlein mit dem Arzt von Steg.

